

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Zu spät! [Schluss]
Autor: Joachim, Joseph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576089>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vernünftiges Vieh?" Sie antwortete: „Nicht anders! Wissen sie denn, was ihnen frommt?" Darauf ging der Chalifa, ohne ein Wort zu reden.

Am folgenden Tag ließ er verkünden, daß er mit seinem Haushalt die Stadt verlassen wolle; wer ihm zu folgen gesonnen sei, solle sich rüsten. An Habe dürfe jeder Mann eine Eselsladung mitnehmen und jede Frau, was sie auf dem Rücken zu tragen vermöchte, und jeglichem Kranken sei der Auszug verwehrt. Da zeigte

sich aber, wie richtig Lalla Chadiuja die Art des Volkes erkannt hatte; denn die am tollsten geschrien, waren nun am behendesten gerüstet, und es folgten dem Chalifa wohl fünfhundert Lemtuna, neunhundert Aghmatleute und dreihundert Juden, sodaß er eine gewaltige Karawane stellen mußte mit vielen Kamelen und Maultieren, die Nahrung, Waffen und Zelte trugen. Die Königsfrau aber und ihre Sklavinnen folgten je zwei und zwei auf einem weißen Kamel.

(Fortsetzung folgt).

✻ Zu spät! ✻

Dorferzählung von Joseph Joachim, Restenholz (Solothurn).

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Des Hirschenwirts Schwester, die dicke Frau Kirchmeierin, war eines Sonntagnachmittags „zum Kaffee" gekommen. Bei der zweiten Tasse begann sie: „Mein Gottchen ist verreist?"

„Ja, sie, die Jeanette, ist seit mehreren Tagen so arg von Bahnweh geplagt worden. Und heut ging sie in die Stadt, um sich den bösen Zahn ziehen zu lassen — ich selbst mahnte sie ernsthaft dazu."

„Auch der junge Grabsteinhauer ist nach der Stadt gereist. Unser Dolf hat ihn herrrächtig gekleidet und mit dem Stock in der Hand, den Mattenweg 'naus gehen sehen, nach dem Städtchen hin, auf die Bahn. Ist ihr nachgereist?"

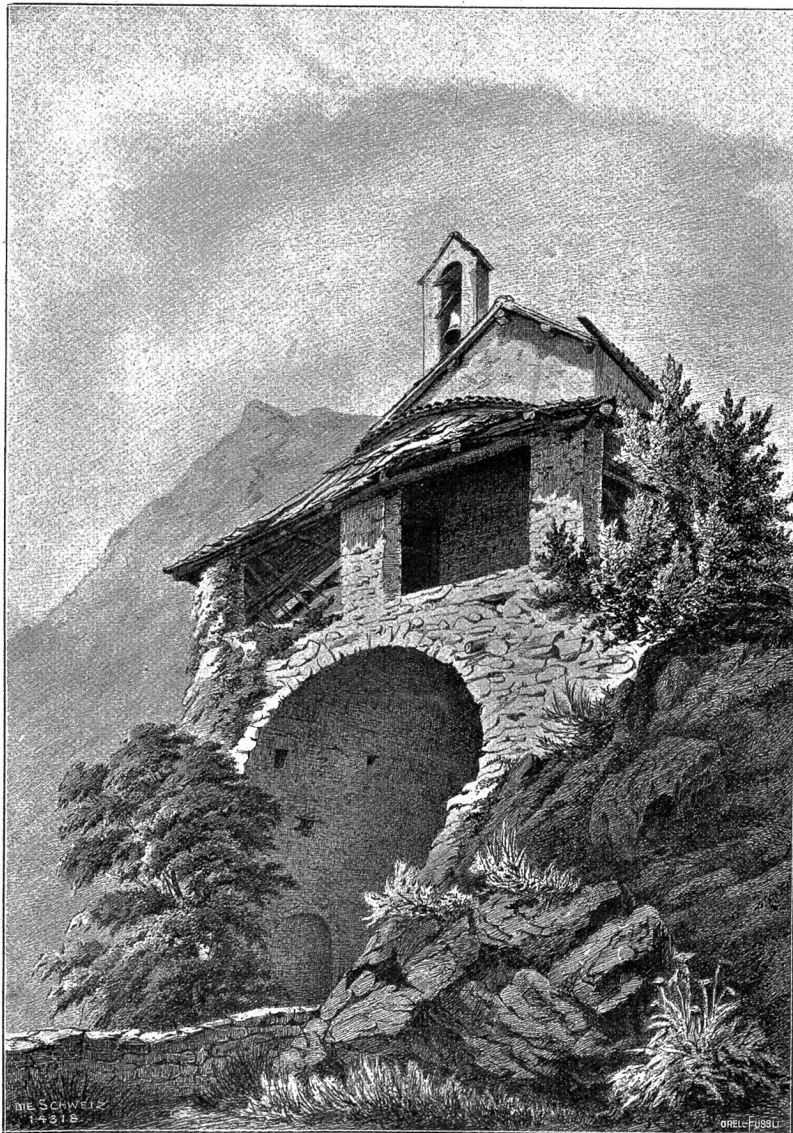
„Ihr nach—ge—reist?"
„Ei, ja! Weiß doch jedermann im Dorf, daß die beiden jungen Leut' sich lieb haben!"
„Sich—lieb—haben, sagst du?" fuhr der Hirschenwirt auf und machte dabei, um uns eines ländlichen Ausdrucks zu bedienen, Augen wie Pflugsrädchen. „Dieser junge Fegel, dem Gwidem-lli sein Bub, macht sich Hoffnung auf unsere Tochter? Und diese hält ihn für gut genug? Da soll doch das heilige Donnerwetter dreinschlagen!" rief er polternd und das ihm servierte Stück Kuchen weit von sich schleudernd. „Aber ich will's ihnen austreiben, ich!"

Der „Hirz", wie er von den meisten Leuten der Kürze halber genannt wurde, pflegte sich seinen Gästen als ziemlich freundlicher Wirt zu zeigen, konnte jedoch, wenn er dazu gereizt wurde, ungemein zornig und „kolderig" werden ... Ihm fiel plötzlich ein, daß seine Tochter bei ihrer Abreise nach der Stadt gesagt hatte: abends braucht man mich nicht abzuholen. Der Weg von der Station hieher ist ja gar nicht weit ... „Kam sie mit dem Vieruhrzug, sollte sie eigentlich schon da sein. Aber freilich, sie hat Begleitung — o diese Begleitung, es juckt mir in allen Fingern!"

Schon wiederholt hatte er sich hinter das Haus begeben, von wo aus sich das Feld samt Fußweg auf weite Strecken überblicken ließ. Es zeigte sich immer noch niemand. „Soll nur kommen," knurrte er, „ich hab' für sie geladen!" Er leerte ein Glas Wein um das andere, obgleich er dieser Ansehung schon nicht mehr bedurfte.

Endlich, als der Abend zu dämmern begann, kam ein junges schlankes Pärchen, sich zärtlich an der Hand führend, langsam dahergegangen. Die Gesichter beider strahlten vor Wonne und Liebesglück. Doch der Empfang, so ihrer wartete!

„March da, zum Loch hinein!" schrie der Hirschenwirt seine Tochter so laut an, daß es die Burschen auf der Regalbahn und sogar die Nachbarn bequem vernehmen konnten. „Mit dir red' ich nachher ein Wörtchen! ... Und du, Burschen," — Nein, wir wollen die Schmähungen, mit denen er den Galan



San Martino beim „Alten Bad" Bormio (Weltlin). Nach Federzeichnung (19. Juli 1900) von Emilie Escher-Kündig, Zürich.

seiner Tochter überhäufte, lieber nicht wiederholen. Er jagte ihn förmlich vom Hause weg, verbot ihm jedes Wiedererscheinen auf alle Zeiten.

Unsere Gwidem-Gheleute hatten sich, ihrer Gewohnheit gemäß, frühzeitig zur Ruhe begeben. Uli war, das bewies sein gesundes Schnarchen, bald eingeschlafen. Frau Maribeth dachte an ihren Sohn: „Er bleibt diesen Abend spät aus. Ist doch gewiß längst aus der Stadt zurück. Wo er wohl hängen geblieben sein mag? Ich hätt' vielleicht besser getan, noch eine Weil' aufzubleiben. Aber morgen hab' ich ja die Wäsch' und muß früher als sonst aufstehen.“ Da — die Haustüre wurde rasch aufgestoßen, Mutter Maribeth hatte schon die Worte auf der Zunge: „Der Kaffee steht im Ofenrohr drin, Wilhelm!“ Doch dieser stürmte, ohne das Bohnstübchen zu betreten, die Treppe hinauf, in sein Schlafkammerlein empor. Das deutete die Mutter zwar sonderbar. „Wird hurtig noch was hervorsuchen wollen“, beruhigte sie sich nach einem Weilschen, „und hernach Auskunft geben kommen...“ Sie wartete und horchte, zündete das Lämpchen an. Nach einer Weile kommen die Schritte ebenso hastig treppab. „Wilhelm!“ rief sie. Keine Antwort, und die Haustüre wird von außen zugeschlagen. Die Schritte entfernen sich. Dann alles still. Nein, das war zu auffällig. Sie kleidete sich notdürftig an und begab sich in Wilhelms Schlafstübchen hinauf. Auf dem Tisch brannte die Kerze, daneben lag ein beschriebener Fegen Papier. Der Kleiderschrank stand offen, das Handtöfcherchen war verschwunden. „Was hat das zu bedeuten?“ fragte sich die Mutter, von plötzlicher großer Bangigkeit ergriffen. Der Zettel — der Zettel konnte vielleicht Aufklärung geben. Sie ging ihre Hornbrille heraufzuholen. Mit Mühe gelang es ihr, die unordentlich hingeworfenen wenigen Zeilen zu entziffern: „Liebe Mutter, ich halte den Schimpf nicht aus, meines Bleibens ist hier nicht mehr, ich gehe wieder in die Fremde.“ Sie eilte so schnell es ihre bebenenden Knie erlaubten, wieder treppab, begab sich vor die Haustür und rief in die stockfinstere Nacht hinaus den Namen ihres Sohnes. Droben im nahen Bergwald das melancholische Aechzen eines Uhus. Das war alles, was zu hören war, und vom Dorfe drunten, aus weiter Entfernung, das Jauchzen übermütiger Nachtbuben.

Sie ging ihren Mann aufwecken. „Uli, der Wilhelm ist fortgegangen! Verstehst du mich auch recht? Uli, unser Wilhelm ist fortgegangen, wieder in die Fremde!“

„So — hm! Nun — der Schaden ist nicht groß — für die Haushaltung nicht groß, hm, hm!“ Und er drehte sich wieder gegen die Wand.

„Ach,“ sagte sich Frau Maribeth, „er weiß nicht, was er red't, er red't aus dem Schlaf.“ — Sie selbst konnte vor Aufregung weder Schlaf noch Ruhe finden. Früh morgens begab sie sich zum Grubenbesitzer Gräße hinunter. Dieser nahm die Nachricht von der fluchtähnlichen Abreise seines geschicktesten Arbeiters mit Staunen und nicht geringer Bestürzung entgegen.

„Ich glaube die Ursache zu kennen,“ sagte er. „Es war von dem vermögenslosen jungen Mann schon eine Unbesonnenheit, an das Töchterlein des gelbstolzen Hirschenwirts zu denken, ihr den Hof zu machen. Nun fügt er deshalb noch eine weit größere hinzu — in die Fremde verduftet, einer unglücklichen Liebchaft wegen, wie dumm, wie erzdumm! Und wie das mich ärgert und schädigt, sakrablen nochmal!“

Der junge Marbrier war und blieb verschwunden. Einige Monate nach dessen Abreise wußte der aus der Wanderschaft zurückkehrende junge Hübelischneider zu berichten: „Ich bin mit ihm, dem Wilhelm, in Lyon zusammengetroffen, sind in derselben Herberge übernachtet.“ Jener habe fränklich ausgesehen und über Arbeitslosigkeit geklagt.

Die Leute sagten: „Die Gwidem-Ulin hat schier auf einmal um zehn Jahr' gealtert, ist vollständig ergraut. Aus Herzeleid, Gram und Kummer wegen ihrem Wilhelm. Darf scheint's ihrem Mann nichts klagen, muß alles bei sich selbst verwerken. Denn, wie man hintendreit vernimmt, haben der Alt' und der Jung' sich niemals recht gemocht.“

Weit leichter wußte sich des Hirschenwirts Töchterlein über ihr Schicksal, d. h. das tragische Ende ihrer ersten Liebchaft zu trösten. Papa führte ihr an Stelle des von ihm auf so wirksame Weise verabschiedeten „Fegels“ einen vornehmen Müllerssohn und stolzen Dragonerporporal zu, der es sehr geschwollen gab und gleich zu fröhlichen Ausfahrten einlud....

„Heute,“ wagte Frau Maribeth jenes Morgens am Frühstückstisch mit bewegter Stimme zu bemerken, „heute ist Sankt

Bonifaz, unseres Wilhelms Geburtstag — sein dreißigster. Ach, wo mag der arme Bursch wohl weilen!“

Da versetzte ihr Mann rau und schroff: „Schweig' mir von dem, mag von der Geschichte nichts mehr hören! Wäre damals meinem Kopf gefolgt worden — der Jung' wär' noch hier als ehrfamer Steinhauer, ja gewiß, hm, hm! Aber ihr wolltet einen Herrn aus ihm machen, da ist ihm der Hochmut ins Hirn gefahren. Jedesmal, wenn ich daran denken tue, steigt mir die Galle, Donner und Hagel nochmal!“

Er legte den Löffel zornig weg, erhob sich, ergriff sein Neumohrjäckli und begab sich schweren Schrittes nach dem Steinbruch hinunter, eine Viertelstunde vor der vorgeschriebenen Arbeitszeit, seine Frau in hellen Tränen zurücklassend.

„Wie konnt' er bei dem Wörtchen nur so auffahren!“ seufzte sie. „Ganz wider seine sonstige Freinheit... Aber wenn er dennoch recht hätte,“ fragte sie sich, „ein wenig recht? Und wir andern, auch Herr Gräße, da mit dem Wilhelm einen Fehler begangen und mit dem Weiterfschulenlassen läß getan hätten...“

Einige Wochen später, als es wieder Feierabend geworden, klagte der aus dem Steinbruch zurückkehrende Gwidem-Uli: „Es ist mir ein Schuh- oder anderer Nagel durch die Schuhsohle gebrungen — in die große Zehe. Tut mich satrlich plagen. Nun aber muß er raus!“ Er holte Stemmeisen und Zange herbei. — „So, da ist er!“

„Will dir ein kräftig Fußbad machen,“ erbot sich Frau Maribeth.

„Bah, Brunnenwasser tut's auch; morgen wird die Zehe wieder gut sein.“

Die Zehe ward aber nicht gut, fing des folgenden Morgens heftig zu schmerzen an.

„Ich geh' zum Doktor, heiß ihn hieherkommen,“ sagte Frau Maribeth ernsthaft befohl.

Der Mann aber wollte davon nichts wissen. „Zum Doktor gehen wegen solcher Kleinigkeit — es wär' ja lächerlich! Ich werde einen mit Schweinsfett beschmierten Leinenlappen um den Fuß schlagen...“

Der Eigensinnige begab sich hinkend an die Arbeit, kehrte jedoch vor der Zeit wieder zurück. Die Zehe war brandig geworden, der Fuß angeschwollen, heftiges Zucken darin.

„Der Schuh ist mir zu klein und zu hart, muß mir einen alten weichen Finken anziehen.“

„Zum Doktor schicken, Uli, ich bitt! Laß mich zum Doktor gehen!“

„Nein, nein! — Ist nicht noch ein Restlein von des Säuhanfes Wundsalbe da, die bei der Schimmelgeiß, als sie lahm geworden, so firtrefflich gewirkt hat? Bring' mir von der Salbe, Maribeth!“

Die Salbe versagte den Dienst. Die Geschwulst breitete sich während der Nacht aus bis an das Knie hinauf, der Unterschenkel färbte sich braun und brandig, verursachte heftige Schmerzen. Dazu die allgemeine Uebelleit, die Hitze im Leibe und der zunehmende Kopfschmerz... Da, endlich, willigte Uli ein, daß ärztliche Hilfe in Anspruch genommen werde. „Habe sonst, du weißt ja, Maribeth, nicht viel auf dem Doktor,“ brummte er; „aber er soll meinnetwegen kommen, hm, hm... Aber du selbst gehst mir nicht, Maribeth, kannst des Dachdeckers Bub hinschicken, ins Städtchen... Gehört?“

Bei der Untersuchung des Kranken zeigte der Arzt eine immer ernsthaftere Miene. Und als Frau Maribeth ihn hinausbegleitete, sagte er: „Es steht da, ich kann's Euch nicht verhehlen, mit Euerm Mann ziemlich gefährlich.“

„Was Ihr da sagt, Herr Doktor!“

„Es ist die ausgesprochene Blutvergiftung. Ich will dagegen tun, was in meinen Kräften steht; doch ich fürchte, ich komme bereits zu spät.“

„Ach Gott, wie Ihr mich erschreckt, Herr Doktor! Ich kann's aber schier nicht glauben, schier nicht glauben, ach, ach!“

Der Arzt wiederholte seinen Besuch schon selbigen Abend. Das Bein des Patienten begann sich schwärzlich zu färben; es stellte sich heftiges Fieber ein.

„Ihr müßt mir gestatten,“ sagte er zu Frau Maribeth, „daß ich einen erfahrenen Kollegen beiziehe, und zwar so schnell als möglich.“

„Soll —“

„Ich meine einen zweiten Arzt.“

„Wie Ihr wollt, Herr Doktor, wenn Ihr's doch für notwendig findet!“



Premadio bei Vornio (Veltlin). Nach Federzeichnung (1. Sept. 1901) von Emilie Escher-Kündig, Zürich.

Die Konsultation der beiden Ärzte nahm nur wenig Zeit in Anspruch. Ihr Urteil lautete übereinstimmend: „Ihr müßt Euch in den Kantons-Spital überführen lassen, lieber Mann!“

„Spital?“

„Ja, Sie werden Euch dort vielleicht das Bein abnehmen; ein anderes sicheres Rettungsmittel gibt's wohl nicht.“

Da rief der Kranke mit heiserer Stimme und beinahe zornig: „Bein abnehmen, sagt Ihr? Das laß ich aber nie und nimmer geschehen, nein, nein! Soll's gestorben sein — ich will mit beiden Beinen ins Grab steigen, ich!“

Dann befahl er in der Fieberhitze: „Der Säuhansi — holt nur den Säuhansi herbei!“

Man willfahrte ihm. Doch selbst der alte Quacksalber erklärte: „Ich fürchte fast, es ist zu spät...“

Frau Maribeth jammerte wie außer sich: „Sterben, eines elenden Schuhnagels wegen sterben müssen... Unmöglich, das kann Gottes Wille nicht sein! Mehr als dreißig Jahre haben wir zusammengelebt, so friedsam und einträchtig, wie wohl kein zweites Ehepaar in der ganzen Kirchgemeinde. Er, mein Uli, war der beste und häuslichste Mann von der Welt und soll nun vor der Zeit von hinnen gehen, mich als einsames Weib zurücklassen? Ach nein, ich will und kann es nicht glauben!“

Der Kranke fing an zu delirieren; zwei kräftige Männer vermochten ihn nur mit Mühe im Bett festzuhalten.

Während acht Tagen und Nächten war Frau Maribeth bei ihren sechzig Jahren nicht einen Augenblick aus den Kleidern gekommen. Man nötigte sie, die sich nicht mehr auf den Beinen zu halten vermochte, einige Nachtstunden der Ruhe zu pflegen. Ihr Mann sei ja weit ruhiger geworden, auf einmal so sehr ruhig, sagte man ihr.

„Also ein Anfang der Besserung — Gott sei Dank!“ meinte sie fromm.

Doch schon um Mitternacht wurde sie von ihrer zur Aus-

hülfe in der Krankenpflege herübergeeilten Nuhme, Steffs Ziti genannt, aus dem traumhaftschweren Schlaf geweckt: „Ich tu's nicht gern, Maribeth... Aber du mußt aufstehen, mit deinem Mann hat's nämlich schrecklich geböset... Ich glaube, er ist gestorben...“ Da stieß sie einen gellenden unartikulierten Schrei aus und sank jählings auf den Boden hin.

„Ach Gott,“ rief die Ziti, „der Schreck hat sie getötet! Die beiden haben es zu gut miteinander gekonnt!“

* * *

Ein sonniger Septembormorgen war aufgegangen. Vor dem „Hirschen“ kam ein Wagen angefahren. Ihm entstieg im Reisekostüm ein sonnengebräunter, härtiger Herr. Er ließ die beiden schweren Koffern abladen und begab sich, nachdem der Kutscher abgelöhnt war, in die Gaststube, um sich ein Frühstück zu bestellen. Er schaute sich in dem neugetäfelten weiten Lokal neugierig um und fixierte auch die ihn bedienende ältliche Gastwirtin mit auffallendem Interesse.

„Ich wünsche den Herrn Wirt zu sprechen,“ begann er in fremdländischem Deutsch. „Wegen meinem Gepäck, wohin es zu schaffen ist!“

„Mein Mann,“ erwiderte die Wirtin, „ist leider tot, schon seit einem Jahr!“

„So!“

„Ich hoffte, mein Tochtermann werde hieherziehen und mir die schwere Last, Wirtschaft und Bauernwesen, abnehmen. Aber er mag nicht, mag sein gutes Müllereigeschäft nicht verlassen.“

„So?“

Nachdem der Gast sich den Kaffee eingeschenkt hatte, tat er an die Wirtin die Frage: „Dieses lange Geläute — mit allen Glocken — sollte etwa heute hier Festtag sein?“

„Nein, Herr, sondern eine Gräbt.“

„Ah so?“
„Und zwar,“ fuhr die Redselige fort, „ein Doppelbegräbnis, Mann und Frau zugleich. Ein seltener Fall, nicht wahr?“

„Gewiß!“
„Seht, dort kommen sie mit den beiden Särgen und dem großen Geleit schon die Steingäß' herunter.“

„Waren's Leute von hier?“
„Ja. Arme Leut' zwar, doch grundbrave und fromme, wohnten droben im Gwidem — der Gwidem-Mli und seine Frau, wie ihr Dorfname lautete.“

Der Fremde sperrte seine Augen weit, weit auf, als vermöchte er den Sinn jener Worte nicht zu erfassen, erblaßte, stellte die Tasse Kaffee, die er zum Munde zu führen im Begriff stand, mit zitternder Hand auf das Tellerchen zurück, erhob sich plötzlich, griff nach seinem Hut und stürmte hinaus, um sich dem Trauergeleite anzuschließen, drängte immer weiter nach vorn, bis er sich an der Spitze des Zuges befand.

Die Leidleute fragten sich erstaunt: „Wer ist's? Hat nicht einmal ein Trauerkleid an. Etwa ein Narrächtiger? Man könnt's fast meinen, tut er doch so verzweifelt, als ob die beiden verstorbenen Alten ihn nah' angingen...“

Einer erkannte ihn, sein ehemaliger Schulkamerad Haldenver, erkannte ihn an der Schmarre über die Stirn. „'s ist ja der Wilhelm, ihr Sohn!“

Er hatte auf seiner zweiten Wanderschaft kein Glück, sondern nur Pech gehabt. Eine allgemeine Baukrisis war ausgebrochen, unter der namentlich das Steinhauergeschäft schwer zu leiden bekam.

Ohne dauernde Arbeit finden zu können, irrte unser junge Marbrier in Nordfrankreich herum, und als seine letzten Existenzmittel aufgezehrt waren — was sollte er nun anfangen? Nach Hause zurückkehren? Dazu fehlten ihm die Reisemittel. Und in diesem armütigen Zustand in seiner Heimatgemeinde erscheinen? Nein, das hätte sein persönlicher Stolz nicht über sich gebracht! Lieber sich anwerben lassen! Er nahm wirklich im Moment der Verzweiflung und des ihn quälenden Hungers Handgeld nach Holländisch-Indien, ließ sich in die Soldatenuniform stecken und nach kurzem Aufenthalt in Harbervick mit

einer Anzahl anderer junger Schicksalsgenossen, als Nummer 50 und 50, nach dem fernen Südosten einschiffen. Dort, auf Sumatra, rüsteten sich die Holländer just zu einem neuen Kriegszug gegen die unbotmäßigen, „aufrührerischen“ Eingeborenen. Daran hatte, in eine Nachschubtruppe eingeteilt, auch unser Wilhelm teilzunehmen. Er zeichnete sich schon in den ersten blutigen Kämpfen durch großen Mut und besondere Tapferkeit aus und setzte sich den Gefahren so eigentlich aus... Ach, wie willkommen wäre ihm eine feindliche Kugel gewesen, die seinem elenden Leben und dem ihm verhaßt gewordenen schmachlichen Söldnerdienst ein plötzliches Ende bereitet hätte! Doch der Tod mied ihn. Und als er zur Belohnung für seine an den Tag gelegte Bravour zum Unteroffizier ernannt wurde, söhnte er sich mit seinem Schicksal mehr und mehr aus. An seine Eltern, besonders an seine Mutter, wagte er nicht zu denken, noch weniger ihnen zu schreiben, sie mit seiner wenig ehrenhaften Lebensstellung bekannt zu machen.

Wochten die Jahre noch so langsam dahinschleichen... schließlich ging die Kapitulation doch zu Ende.

Einer seiner Kameraden bewog ihn, sich mit ihm nach Südafrika einzuschiffen. Denn mit leeren Händen nach Hause zurückkehren, dazu konnte sein Selbstgefühl sich nicht entschließen.

In Kapstadt konditionierte er abwechselnd, d. h. wie die Notwendigkeit es gebot, als Marbrier, als Kutscher, als Spitalwärter, als Küchengehilfe usw., freilich ohne auf einen grünen Zweig zu gelangen.

Es war gerade die Zeit, da in Natal das Gold- und Diamantenfieber ausbrach. Dorthin lenkte er seine Schritte, und dort lächelte ihm als Schackgräber endlich Fortuna. Es gelang ihm durch glücklichen Zufall und in verhältnismäßig kurzer Zeit, sich reiche Schätze zu graben, hinreichend genug, um seinen lieben Eltern und sich selbst eine völlig sorgenfreie Zukunft zu bereiten. Nun, ja nun drängte es ihn mit aller Macht des Herzens, so schnell als möglich in die Heimat zurückzukehren, die weite Reise unverzüglich anzutreten...

Zu spät!

Noch bist du mein!

Noch bist du, Liebster, mein!
Und alles, was das Auge faßt
Und trinkt in froher Lebenshaft,
Ist mein und dein!
Der Erde lieblich Angesicht,
Das königliche Sonnenlicht,
Das Lüftchen, das den Gluthauch bricht,
Ist dein und mein!

So laß uns schreiten durch den Tag
Erhobnen Hauptes, Hand in Hand,
Den Blick nach jenem Ziel gewandt,
Das trifft kein Wetterschlag.
Gewinn ist beides: Glück und Qual...
Bereitet steht das Lebensmahl,
Und was es heut, mein lieb Gemahl,
Ist dein und mein!

Clara Forrer, Zürich.

Und diese Welt in unsrer Brust,
Wo Sturm und Flut wildbrausend schwillt
Und wieder silbern plätschernd quillt
Ein Quell voll Lust:
Des Leidens sternenvolle Nacht,
Des Glücks durchsonnte Tagespracht,
Ja, eine Welt, die weint und lacht,
Ist dein und mein!

— Komm! —

Komm mit mir aus dem hastenden Leben,
Komm in mein heimliches Palmenhaus!
Wenn dort die feinen Finger sich heben,
Streuen sie sel'ge Gedanken aus.

Wer hereinkommt mit fiebernden Händen,
Bleibt bald still und erschauernd stehn;
Träume, entstiegen fremden Geländen,
Streifen dich sanft im Vorübergehn.

Bist du müde der gleißenden Gluten,
Drin sich die Woge des Tages bricht,
Hüllt dich ein Schleier kühlender Gluten
Ein in das goldgrüne Palmenlicht.

Maja Matthey, Ravecchia.